1. Teil: Einführung

Mein Name ist Leonie Thüül, 25 Jahre alt, Sozialarbeiterin aus Mainz.

Am 8. März 2020 flog ich von Frankfurt nach Cebu. Dort wurde ich von Jürgen Schneidt, dem Gründer und Verantwortlichen des Kinderdorfes abgeholt und gemeinsam reisten wir am nächsten Tag mit dem Schiff weiter nach Leyte und anschließend mit dem Bus nach Padre Burgos.

Das Kinderdorf sollte das erste Ziel meiner fast fünfmonatigen Asienreise werden. Zwei Wochen lang wollte ich das Kinderdorf kennenlernen, Fotos für den Verein schießen und einige Geschichten über die Kinder schreiben. Dann durchkreuzte Corona all meine Reisepläne und durch den philippinischen Lockdown durfte ich knappe fünf Wochen lang in den Alltag, das Leben, das Miteinander des Kinderdorfes eintauchen und ankommen.

Ein Monat voller Eindrücke, Gespräche, Situationen und Momente.

Part 2: Inmitten aller Farben

Ich sitze auf meinem Lieblingsplatz, einer Holzbank mit rosa gemustertem Sitzkissen, auf der Terrasse des Administrationshauses. Diese liegt etwas oberhalb des Kinderdorfes, am Hang. Ich genieße die Aussicht. In den Bäumen hinter mir zwitschern Vögel und mein Blick wandert unwillkürlich zu dem in fünf Metern Höhe angebrachten, selbstgebauten Vogelhäuschen.

Es leuchtet gelb zwischen den umstehenden Palmen hervor, deren Kronen sich im sanften Wind langsam wiegen. Sie sind reich behängt mit noch jungen Kokosnüssen.

Die das Kinderdorf umgebenden Palmen geben hin und wieder den Blick auf das Meer frei. Mit jeder Brise sehe ich das kobaltblaue Wasser, welches die helle Mittagssonne reflektiert und kleine, regelmäßige Wellen in Richtung Land schickt.

Aus den Augenwinkeln sehe ich einen kleinen weißen Schatten durch Beete und Büsche huschen, auf dem Weg von einem schattenspendenden Kinderhaus zum nächsten. Es ist das junge, schneeweiße Kätzchen welches der Hausmutter des Orchideenhauses, Angelita, gehört. Die Kinder zeigen sich von der Zutraulichkeit und den unterschiedlichen Augenfarben des Tieres, eindringlich eisblau und intensiv olivgrün, fasziniert.

Ebenso wie von seiner Angewohnheit, sich in andere Kinderhäuser zu schleichen, auf die Entdeckung zu warten, um sich anschließend von einem eifrigen Kind zurücktragen und umsorgen zu lassen. Außer dem Orchideen-Haus gibt es noch sechs weitere Häuser, in denen die insgesamt 62 Kinder der Kinderhilfe leben. Das Gelände liegt am Hang einer kleinen Ortschaft namens Padre Burgos, im Süden der Insel Leyte, eine der insgesamt 7000 philippinischen Inseln.

Neben atemberaubenden Ausblicken auf die dunkelblaue See, tragen die Palmenfront durchbrechenden Brisen auch die salzige Meeresluft bis zu uns hinauf. Als ich aufstehe, verjage ich zwei der scheuen Katzen, welche während der Mittagshitze unter den Sitzmöbeln dösen. Direkt unterhalb der Terrasse des Administrationshauses liegt linkerhand das Orchideen-Haus.

Es ist hellgelb gestrichen. Von der Fassade grinsen zwei gepinselte Mainzelmännchen und ein Papageienpaar auf die in altrosa gehaltene Terrasse. In mühevoller Kleinstarbeit wurden um das Haus herum von weißen Steinen eingerahmte Blumen- und Gemüsebeete geschaffen.

Verschiedenartigste Pflanzen in allen Formen, Größen und Farben verwandeln nicht nur das Orchideen-Haus, vielmehr das gesamte Dorf in eine bunt blühende, ückenlose Farbpalette.

Nebenan steht der von Blumen eingefasste Holzpavillon, in welchem die Familienmitglieder unserer hier lebenden Kinder sie besuchen kommen können, um einmal monatlich ihre Töchter, Söhne, Neffen, Nichten oder Enkel zu sehen.

Dem gemusterten Steinweg hügelabwärts folgend, gelange ich zum Champaca-Haus, wo die Hausmutter Elena mit acht Jungen lebt. Das Haus leuchtet in warmem Orange, Bilder von Schmetterlingen und philippinischen Blüten zieren die Wände.

Zwischen den umstehenden Palmen sind Wäscheleinen gespannt. Noch ist die Wäsche tropfnass, aber die zunehmende Mittagssonne wird ihren Beitrag leisten.

Die Kinder lernen von den Hausmüttern bereits in jungen Jahren, ihre Wäsche selbst zu waschen. Tränken, seifen, schrubben, wringen, aufhängen.

Ein Kolibri landet auf dem in allen Regenbogenfarben gestrichenen Zaun, welcher den Sportplatz umringt. Im Schnabel einige dünne Halme, hektisches Kopfrucken. In Jürgens großzügigem Garten brüten sie wohl hin und wieder.

Ich setze einen Fuß auf das weiche Gras neben den Steinstufen, welche den Hang hinab zum Haus Rosal führen. Es ist in sattem Türkis gehalten und der Weg dorthin ist mit Dutzenden bepflanzten Töpfen, Bougainvillea, in weiß, rosa und pink, gesäumt.

Auf der Terrasse tummeln sich die jüngeren der dort lebenden neun Mädchen. Sie lachen und fragen, ob ich die Kamera dabeihabe. Inmitten von Wandelröschen und Hibiskus grinst mir Hausmutter Ederlina durch die kippbaren Küchenfenster zu, während sie den Tisch deckt und mir bedeutet, heute gebe es Spaghetti. Ich erkundige mich nach dem Geburtstagskind. Wenn das ganze Dorf sich auf Pasta freut, ist dies das untrügliche Zeichen für einen Kindergeburtstag, den alle kulinarisch mitfeiern. Hans ist das Geburtstagskind, er wird 15. Hans lebt für Basketball und Volleyball, erklimmt Palmen wie kein Zweiter, schrubbt wöchentlich die Hausdächer und hat ein ansteckendes Lachen.

Ich kneife die Augen gegen die Sonne zusammen und blinzle zu dem Sportplatz hinüber. Auf dem Basketballkorb, welcher erst bei abflauender Hitze wieder Verwendung finden wird, steht derweil eine Bastschale mit kleinen Fischen, die in der Sonne trocknen.

Von der Terrasse des Rosal-Hauses aus sind es nur wenige Schritte bis zu den Schaukeln und der Wippe. Hier können die Kinder, solange die Sonne vormittags noch nicht ihren Höchststand erreicht hat, im Schatten der Palmen spielen und klettern.

Der heiße Steinweg führt mich weiter, an Blumenbeeten vorbei, zum Multifunktionshaus. Einem hellblauen Bau mit dunkelbraunem Holzdielenboden, Stühlen, Bildern und einem Fernsehschrank. An den Fenstergittern hängt täglich die frischgewaschene Wäsche der umliegenden Häuser auf bunten Kleiderbügeln. Ein farbenfrohes Bild aus Hosen, T-Shirts, Kleidern, Wäsche und Kopfkissen.

Part 3: Die helfenden Hände vor Ort

Aus dem Augenwinkel nehme ich schnelle Bewegungen wahr. Rasch blicke ich auf und kneife die Augen gegen das helle Sonnenlicht zusammen. Die Gitarrenmusik ist plötzlich verstummt, die Jungs des Ilang-Ilang Hauses haben ihre Musik-Session unterbrochen. Das Instrument noch immer in der Hand, wedelt Jonner lachend mit den Armen, um meine Aufmerksamkeit zu erregen. Der Junge ruft mehrfach in meine Richtung und deutet wiederum auf das gelbe Sampaguita-Haus, welches höher am Hang gelegen ist. Dort steht Grace, die Hände zu einem Trichter geformt, ebenfalls lachend und winkend. Ich klappe mein Tagebuch zu, greife nach meinen Sachen, springe auf und klopfe mir den Staub von der Hose. Die Mittagszeit kam unbemerkt. Wenn die Hitze drückend wird und sich das Dorf leert, alle den Schatten der Häuser suchen und es still wird, fließt die Zeit um mich herum, an mir vorbei. Ich winke Jonner zu und laufe los. Glorias Mittagessen scheint fertig zu sein und ich werde wohl bereits gesucht. Ich hüpfe barfuß die gleißend heißen Steinstufen zum Administrationshaus hinauf, jeden Schatten, jedes Grasfleckchen nutzend. Als ich auf der Terasse ankomme, erwarten mich bereits Wena, eine der Sozialarbeiterinnen, drei kleine weiche Katzenbabys, welche ihren Radius täglich erweitern und verheißungsvolles Pfannenbrutzeln. Marnie, eine der Hausmütter, sitzt bereits am Tisch, während Gloria zwei Schüsseln mit Reis befüllt. Wena ruft auf Visayan in Richtung Büro und fügt, mittlerweile automatisch solidarisch, die englische Übersetzung an: „Let's eat". Hier sprechen alle sehr gut Englisch, was das Zusammenleben, die Gespräche am Esstisch, das Kennenlernen, das Verstehen und Zusammenrücken, das Wohlfühlen maßgeblich beeinflusst.

Gloria stellt mir ein Glas an meinen Stammplatz und erwidert auf meinen Dank ein leises, lang gezogenes „Welcome". Sie ist einen knappen Kopf kleiner als ich, trägt die Haare meist offen und ist dreifache alleinerziehende Mutter von mittlerweile jugendlichen und erwachsenen Mädchen.

Die Küche des Administrationshauses ist ihr Reich. Sie sorgt täglich für gefüllte Teller, wöchentliche Markteinkäufe, die Verteilung der Lebensmittel auf die sieben Häuser und die Essenspläne für das Kinderdorf. Darüber hinaus genießt sie das Zusammenkommen der Sozialarbeiterinnen Wena und Imelda, der Administratorin Esther, der zusätzlichen Hausmutter Marnie, der Buchhalterin Lorena und mir, als Besuch, sichtlich. Wenn ich ihre Gerichte lobe, mir den Teller ein zweites oder gar drittes Mal befülle, strahlt sie stolz und schaut dann mit roten Wangen zu ihren Kolleginnen. Auf ihrem Herd brutzelt es fortwährend. Sie erklärt mir eifrig, wie man Kokosmilch presst, beschreibt die philippinischen Kräuter, welche in ihre „sabao", ihre Suppe, gehören und steckt auch mir um 16 Uhr, der täglichen „Snacktime" der Kinder, ein Stück Gebäck zu. Sie lacht viel und beobachtet ihren Gegenüber im Gespräch mit leicht geneigtem Kopf. Eine ihrer Töchter ist taubstumm und geht, wie Sarah aus dem Sampaguita-Haus, in Maasin in die Schule für hörgeschädigte Kinder. Gloria ist die empathische Versorgerin dieses Dorfs, die meine erfolglosen Bemühungen, trotz Corona-Lockdowns zum Flughafen zu gelangen, mit sorgenvoller Miene verfolgt und sich in vermeintlich unbeobachteten Momenten verstohlen über die Augen fährt.

Gloria (ganz links) beim Strandausflug

Mittlerweile sind wir vollständig. Esther nimmt am Kopfende des Tisches Platz, nickt mir zu und deutet auf den Fisch-Teller. Ich greife gerne zu. Sie weiß, wie gerne ich Fisch esse. Ich lasse den Blick über den Tisch wandern. Heute gibt es außerdem Suppe, Reis und gebratene Aubergine. Esther sagt etwas auf Visayan in Richtung des anderen Tischendes – alle lachen. Ich blicke fragend zu Esther, deren blitzende Augen von Lachfältchen eingerahmt sind, als sie auf meinen Teller deutet. Meine akribische, zeitintensive Grätensuche und ein beträchtlicher Haufen haarfeiner Fundstücke sorgen täglich für Heiterkeit bei Tisch.

Esther ist von schlanker, hochgewachsener Statur, 64 Jahre alt und bereits siebenfache Großmutter. Von ihrer Dynamik, Präsenz und Unternehmenslust hat sie nichts verloren. Bei unserem ersten (und aufgrund der Corona-Ausgangssperre vorerst letzten) Spaziergang ist sie Popsongs trällernd neben mir den Berg hinauf marschiert, hat sich kopfüber an tiefwachsende Äste gehängt und auf dem Aussichtspunkt Anas Selfies mit uns gemacht, auf denen sie dem Sonnenuntergang entgegenspringt.

Esther

Sie spielt mit den Kindern Scrabble und Schach und ist, sofern sie nicht im Büro gebraucht wird, auf den Terrassen der Kinderhäuser zu finden.

Nahezu täglich bietet sie besorgt an, mir Flip-Flops zu kaufen und schlägt beim Anblick meiner nackten Füße und meinem kläglichen Erklärungsversuch, es sei für mich ein Teil des Urlaubsgefühls, lachend die Hände vors Gesicht. Abends hat sie Ohrwürmer von den Liedern, welche die Kinder tagsüber auf den Terrassen, allein oder mehrstimmig, aber immer mit Gitarrenbegleitung, gesungen haben. Dann läuft sie summend durch das Administrationshaus und wenn jemand mit einstimmt, erschreckt sie sich und kichert ertappt.

Ich suche **Wenas** Blick, recke den Daumen in die Luft und sage „lami“, was auf Visayan „lecker“ bedeutet. Sie lacht laut und ich versuche, es eher als Stolz über meinen wachsenden Wortschatz zu interpretieren und weniger meine vermutlich bedauernswerte Aussprache als Anlass zu sehen. Wena ist 22 Jahre alt, Sozialarbeiterin und erst seit wenigen Monaten hier, was allerdings nicht auffällt. Sie ist kleiner als ich, sehr zierlich und vorne auf ihrer Nasenspitze sitzt ein kleines rundes Muttermal.

Wena

Ihr ist ein auffallend ansteckendes, unvermitteltes Lachen zu eigen, was auf ihre Beobachtungsgabe hinweist. Ihr entgeht kaum eine Regung ihres Gegenübers, sie verfolgt alles Gesagte und konzentriert sich auf die Mimik der Anwesenden. Sie lernt mit mir die Namen der hier lebenden Kinder und beweist eine Engelsgeduld, wenn es mir um die richtige Schreibweise von „Seanfionn“, „Fe Diann“, oder „Jonamila“ geht. Im Umgang mit den Kindern fällt ihr Humor und ihre Unbeschwertheit auf. Besonders zu den Mädchen hat sie einen sehr guten Zugang. Meine erste Wanderung zum Aussichtspunkt „Anas“, welcher sich ein Dutzend Jungen und Mädchen anschlossen, begleitete sie.

Wanderung zum Aussichtpunkt

Somit saßen wir in der Dämmerung auf dem aufgewärmten Asphalt, kratzten mit unseren Löffeln möglichst große Stücke aus den Kokosnüssen, prosteten uns mit Kokoswasser zu und beobachteten den fünfzehnjährigen Hans, wie er behände in die Palmen kletterte und für Nachschub sorgte.

Hans beim Kokosnusspflücken

Ich war fasziniert von der Szenerie: Grillenzirpen, Palmen in der Abendsonne, die geheimnisvolle Geräuschkulisse des Dschungels, fliegende Kokosnüsse, schwingende, gezielte Beilhiebe, warmes süßes Kokoswasser, vorbeiziehende Philippinos, mit Holz und Ernte beladene Maultiere…und Wena wiederum lachte über meinen verzückten Gesichtsausdruck.

Ich höre ein dunkles, ruhiges Lachen und mein Blick fällt auf **Marnie**. Sie ist zurückhaltender als ihre Kolleginnen, jedoch mindestens genauso aufmerksam und warmherzig. Sie ruht in sich. Ich bin jeden Tag aufs Neue von ihrer bemerkenswert andächtigen Art zu essen beeindruckt. Der lebende Beweis dafür, dass es sich keineswegs ausschließt, mit den Fingern zu essen und dabei gleichsam vornehm auszusehen. Marnie ist die zusätzliche Hausmutter des Kinderdorfes und keinem Haus fest zugeteilt. Vielmehr springt sie an freien Tagen der Hausmütter oder bei Notfällen ein, unterstützt oft die Hausmutter des Orchid-Hauses, wo sieben Jungen wohnen, und lässt sich auch gerne mal zu einer Partie Volleyball überreden. Es macht sie glücklich, ihre Zeit mit allen Kindern verbringen zu können und für jedes Kind gleichermaßen zuständig zu sein. Langsam und bedächtig schiebt sie den Reis in Richtung Tellerrand, kein Korn geht verloren.

Marnie

Direkt neben mir zuckt etwas durch die Luft, eine hektische Bewegung. Links von mir sitzt immer **Imelda**. Wir sind beide 24 Jahre alt und sie ist, wie Wena, Sozialarbeiterin. Wenn sie redet, spricht sie mit Worten und Händen. Sie untermalen, erstarren in der Luft, die Finger gespreizt. Sie ist dynamischer, forscher, lauter als die anderen. Sie bemerkt, wenn sie in Diskussionen zur Auflockerung einen Witz machen kann und ihr Sprachrhythmus nähert sich einem Stakkato, je mehr sich die Tischgesellschaft auf Visayan in Rage redet, bevor alles in lautem Gelächter mündet. Am meisten genießt sie das Zusammentreffen mit den Kindern. Wenn die Älteren sich ihr anvertrauen, Geheimnisse und Gedanken teilen, Details aus ihrem

Privatleben erzählen, sieht sie sich am richtigen Platz. Ihr Zeigefinger saust durch die Luft, ihre Augenbrauen heben sich und ich muss grinsen.

Imelda

Gloria bemerkt mich und schiebt mir aufmunternd nickend den Fisch-Teller einige Zentimeter entgegen. Nachdem sich herauskristallisiert hatte, dass wir aufgrund des Lockdowns auf unbestimmte Zeit auf der Insel festsitzen würden, hatte Gloria mir mit brüchiger Stimme gestanden, dass sie sich sorge, ob mir ihr Essen gut genug schmecke, wenn ich jetzt länger darauf angewiesen sei und nicht weiterreisen könne. Eine gute Seele. Ich angele also nach einem zweiten Stück Fisch. Auch Lorena greift beherzt zu.

Sie ist eine große Frau, mit langen braunen Haaren, bunten Kleidern, rotbemalten Lippen und einem offenen, höflichen Wesen. Sie ist für die Buchhaltung des Kinderdorfs verantwortlich und meist trifft man sie im Büro an ihrem Schreibtisch an, wo sich stets eine der zahmen Katzen, um ihre Aufmerksamkeit buhlend, räkelt. Gerne erzählt sie von der Begebenheit, als die zutrauliche schwarz-weiße Katze direkt hinter ihr, auf der Sitzfläche des von Katzenkrallen zerwetzten Ledersessels, ihre Jungen bekam und so ihr Zutrauen bewies. Sie führt zudem ein Restaurant in Malitbog und hat meist Snacks, wie kandierte Nüsse, in ihrer Handtasche. Wenn sie in die Küche kommt, dann nie, ohne nach den Katzenbabys zu schauen und wenn sie Feierabend hat und nach Hause geht, dann nie, ohne jedem einen schönen Abend zu wünschen.

Zum Nachtisch gibt es Eis. Schokolade mit Browniestücken und Haselnüssen. Kokos-Mango. Gloria verteilt Schüsseln, kleine Löffel und Esther erzählt mir, dass die ehemaligen Kinder, wenn sie zu Besuch kommen, oft Eis als Mitbringsel und Dankeschön auspacken, weil sie das so gerne haben. Lorena verteilt großzügige Eiskugeln und schiebt die gefüllten Schalen schwungvoll über die Tischplatte. Für mich steht fest, wenn ich das nächste Mal auf die Philippinen komme und meine Freunde besuche, gibt es Eis. In rauen Mengen.

Die Ixora- und Malvaviscus-Beete auf beiden Seiten des Weges sind von blaugrün bepinselten, halbierten Kokosnüssen eingerahmt und führen zum nächsten Kinderhaus.

Auch das Calachuchi-Haus ist in kräftigem Orange bemalt. Pilze, Blumen und Mainzelmännchen zieren die Wände, in welchem sieben Mädchen mit ihrer Hausmutter Eleanor leben. Ein mir mittlerweile allzu vertrautes Geräusch ertönt, eine Art Gurgeln, Schnattern. Ich laufe um das Haus herum, Angelvi folgt mir auf der Innenseite des Hauses, von Fenster zu Fenster. Schüchternes Winken, Grübchen-Lächeln. Ich lehne mich gegen den Zaun auf der Rückseite des Hauses und schaue durch die Spalten hindurch auf das Nachbargrundstück, wo sich ein Dutzend Truthähne gelegentlich echauffieren und die Kinder mit ihren seltsamen Tönen unterhalten. Erneutes Gurgeln, neugieriges Beäugen.

Die Baumstämme der meterhohen Palmen um mich herum sind mit ausgehöhlten Kokosnüssen behängt, die mit Orchideen bepflanzt wurden und der Sonne entgegengewachsen.

Mein Weg zum Jasmin-Haus führt mich an unzähligen bepflanzten Blumenkübeln und an dessen Terrasse vorbei, welche in zwei Meter Höhe über meinem Kopf liegt. Kichern. Jemand ruft meinen Namen, ich schaue hoch. Die Schwestern Leslie und Adeline winken mir zu, ihre aufwendig geflochtenen Haare fallen mir ins Auge. Sie haben ein Händchen für Frisuren. Regelmäßige, feste Zöpfe. Schwarzes, glänzendes Haar. Die Terrasse ist ein beliebter Treffpunkt für die älteren Mädchen. Sie bietet Schutz vor der Sonne und einen ausgezeichneten Blick von oben auf das Kinderdorf. Das Jasmin-Haus ist das größte Kinderhaus, in welchem achtzehn Mädchen mit ihren Hausmüttern Dely und Emalyn wohnen. Neben mir landet eine weiße Blüte auf dem Steinboden. Ich schaue erneut auf. Kyle Ann Joyce versteckt sich hinter einem Treppenpfosten, ihre Locken lugen hervor, ich sehe die Hälfte ihres grinsenden Gesichts. In ihrer Faust stecken Blüten und Gräser. Sie sammelt gerne Blütenblätter. Unterhalb des Geländers hängen drei gewaschene Teddybären an einer Wäscheleine.

Von hier aus führt der Weg wieder den Hügel hinauf, eingefasst von einem grün-gelben Bambuszaun rechterhand und einer blaugepunkteten Steinmauer linkerhand. Vorbei an der Hausmutter Dely, die Wäsche auswringend, hinter dem Haus im Schatten steht. Schwer behängte Wäscheleinen, prachtvolle Beete und eine in Größe und Farbintensität hervorstechende Bougainvillea. Eine schwanzlose Eidechse flitzt die Steinmauer empor.

Auf der pinkfarbenen Terrasse des Ilang-Ilang-Hauses sitzen die älteren Jungs. Gitarrenmusik und Gesang wehen mir entgegen. Das cremefarbene Haus wird von sechs Jungs, unter anderem dem jüngsten Mitglied dieser Familie, Skyler, bewohnt.

Skyler

Ihre Hausmutter Alma backt hervorragenden Kuchen und auf der Terrasse wird stets die Gitarre oder das Schachbrett bespielt. Ich lasse den Blick über den noch verlassenen Sportplatz schweifen und steige einige Steinstufen empor.

Auf der Steinmauer neben dem Haus liegen die gewaschenen, farbigen Kopfkissen der Kinder in der Sonne, auf die nächste Nacht wartend.

Lautes Lachen dringt aus dem Sampaguita-Haus, welches direkt unterhalb des Administrationshauses liegt. Fünf aufgeweckte Mädchen winken mir durch die geöffnete Tür zu, als ich daran vorbeilaufe. Sie lachen, Grace schlägt sich die Hände vors Gesicht. Sarah sitzt auf der Terrasse und kämmt sich die noch nassen Haare. Auf dem Handlauf des blassen rosafarbigen Terrassengeländers lieg eine schläfrige weiß-graue Katze. Sie döst, allein ihre Ohren zucken unablässig. Als wolle sie rechtzeitig gewarnt sein, falls jemand vorhabe, ihre wohlverdiente Ruhe zu unterbrechen.

Ich husche über die Steinplatten auf den Rasen zu, barfuß. Der Steinboden ist brennend heiß, was mich zur Unterhaltung aller nicht vom Barfußlaufen abhält.

Ich steige die letzten Stufen zur überdachten Terrasse des Haupthauses hinauf. Eindringliches Rufen. „Sita“ ruft Michael, mein treuer Freund und Schatten. Er steht jetzt neben Sarah auf der Sampaguita-Terrasse und grinst schief. Sarah hebt ihn auf ihren Schoß und deutet auf die Katze. Es hat einige Tage gedauert, bis wir hinter meinen Spitznamen gekommen sind: „Sita“, die kindlich betonte letzte Silbe von „Visitor“. Ihre Hausmutter Venisa kommt auf die Terrasse, winkt und ruft sie herein.

Sarah und Michael

Die weiß-graue Katze ist verschwunden, die Terrasse liegt leer vor mir. Aries rennt mit seinem bunten Springseil in der Hand über den Weg, hüpft über die Hecke und verschwindet im Ilang-Ilang-Haus. In wenigen Minuten wird das Dorf, nach der Mittagshitze, zu munterer Betriebsamkeit erwachen.

Azurblaues Wasser, pinker Hibiskus, grün-weiße Schuluniformen auf Wäscheleinen, grüne Palmenwedel, weiße Orchideen, bunte Zäune, Wände, Türen.

In den Bäumen hinter mir zwitschern Vögel. Ich tippe, sie sind bunt.

Part 4: Spielen und die Zeit vergessen

Meine Augenbrauen ziehen sich zusammen, kleine steile Falten bilden sich auf meiner Stirn. Ich schüttle den Kopf, male mit dem Zeigefinger einen Kreis in die Luft. Noch einmal. Jonner guckt mich an und lacht ungläubig. Er hat ein buntes Haargummi in der Hand. Legt es erneut über Daumen und Zeigefinger der linken Hand. Zwei Finger der rechten Hand greifen in den Kreis, zwirbeln das Haargummi einmal und wickeln es auf zwei verschiedene Weisen um den Zeigefinger der linken Hand. Er lächelt stolz, dreht die Hände zu mir und hält das Ergebnis in die Luft. Das geknotete Haargummi zeigt nun die philippinische Flagge. Die umstehenden Kinder lachen über meine unzähligen Versuche, Fingersalat, Verheddern, Wiederholen. Als eine zwar schiefe, aber akzeptable philippinische Flagge zwischen meinen Händen entsteht, jubeln alle, besonders Jonner, mein geduldiger Lehrer.

Jonner

Ich sitze in der schwächer werdenden Nachmittagssonne auf der Wiese. Vor mir liegt der bunt bemalte Sportplatz der Kinderhilfe, auf welchem sich jetzt, nach der ungnädigen Mittagshitze, an die 60 Kinder tummeln. Die Wiese und der Sportplatz füllen das Abendprogramm, sind Treffpunkt für alle und Mittelpunkt des Dorfes.

Ich bin umringt von Kindern. Mittlerweile hat auch Angelvi ein buntes Gummi in der Hand, sie knotet Sterne, Herzen, Häuser. Flinke Finger, komplizierte Knoten, schüchterner Stolz. Ich lasse den Blick über die Szenerie schweifen. Die Sonne steht mittlerweile nicht mehr hoch am Himmel, vielmehr wandert sie bereits in Richtung der Palmenkronen. Die Häuser um uns herum liegen still da, auf den Terrassen sitzen vereinzelt Hausmütter, beobachten ihre Schützlinge, tauschen sich aus, wässern die Blumen.

An meinem Kopf saust ein Flip-Flop vorbei. Jea Claire kommt angerannt, außer Puste.

Jea Claire

Entschuldigend grinsend angelt sie den Schuh aus der grünen Hecke. Sie spielt mit anderen Mädchen eine Art Flip-Flop-Baseball. Nacheinander werfen sie einen Flip-Flop in die Ferne und während die anderen ihn schnellstmöglich einsammeln, versuchen sie das Spielfeld, mit Flip-Flops abgesteckt, zu umrunden. Michael saust über die Wiese, im Slalom um die anderen Kinder herum, versteckt sich hinter Christine Kimberly, rennt in Richtung Haus Rosal davon und hechtet über die Hecke.

Er spielt mit Joseph Fangen. Vermutlich hat Michael aber gerade eben eigenmächtig das Spielfeld erweitert, Joseph steht ratlos auf dem Mäuerchen zwischen Sportplatz und Wiese, schaut sich suchend um.

Christin Kimberley

Von der Orchid-Terrasse vernehme ich Gesang. Einige jüngere Jungen stehen beisammen, singen, tanzen. Es ertönt Gitarrenmusik. Sanfte

Stimmen.

Ein paar Meter von ihm entfernt steht Joey, einer der älteren Jungs, der mittags gerne im Schatten der Terrasse mit Esther Schach spielt. In seiner Hand hält er ein Ende des aus bunten Gummis geflochtenen Springseils, Aries ganzer Stolz. In zwei Metern Entfernung steht Ariana Mae. Beide stehen sie ruhig da und schwingen das Springseil im Takt, Runde um Runde. Aries, Ashley, Shinefionn und Roselyn hopsen nacheinander über das Band, drehen sich und zählen laut mit, wie weit sie es schaffen.

Aries (im Vordergrund) und Ashley

Hans taucht auf, unter dem Arm klemmt ein Ball. Ein Teil von ihm. Die älteren Mädchen, Danica, Ella und Regine stehen von der Bank auf und geben ihm ein Zeichen. Sie sind dabei. In der Mitte des Platzes hängt ein Volleyballnetz, an beiden Seiten des Platzes stehen Basketballkörbe. Sie einigen sich auf Volleyball, der erste Ball fliegt. Danica, die meist in der hinteren Reihe steht, trifft den Ball perfekt und kraftvoll. Ihre aneinander gelegten Unterarme schicken ihn mit voller Wucht auf die andere Spielhälfte.

Danica

Hans streckt sich, schießt hoch und schickt ihn mit einem kleinen Hüpfer wieder nach vorne. Doch Regine ist abgelenkt, sie schaut zu Grace. Diese kommt gerade auf die Spielenden zu, die Treppenstufen hinab hüpfend. Sie reiht sich auf der anderen Seite des Volleyballnetzes mit ein.

Grace

Der Ball kommt ungeachtet neben Regine auf, dotzt davon und verschwindet mit leisem Rascheln in einem Busch. Hans flitzt los.

Ein weißer Schatten über dem Sportplatz. Ich schaue in den Himmel und verfolge den Tanz eines kleinen, selbstgebastelten Drachens. Er schaukelt im sanften Wind, verharrt regungslos auf der Stelle, steigt einige Meter in die Höhe. Ein dünner Faden führt durch die Luft. Ich verfolge die kaum sichtbare Linie und mein Blick fällt auf Clifford. Er steht in zwei Metern Höhe auf dem Gerüst, an welchem der Basketballkorb befestigt ist. Sein Blick gen Himmel gerichtet. Ruhiges, kontrolliertes

Lenken. In seiner Hand eine leere Plastikflasche, um welche er das Garn wickelt. Fernab des lauten Trubels zu seinen Füßen. Sein Papierdrachen und er.

Clifford

Mit lautem Lachen lässt sich ein Kind überschwänglich auf meinen Schoß fallen. Ich schrecke aus meinen Gedanken auf, die umstehenden Kinder lachen. Skyler streckt mir seine Arme entgegen. Das jüngste hier lebende Kind ist knapp zwei Jahre alt. Er imitiert die älteren Jungs, kann deshalb auch auf Englisch bereits bis 30 zählen, hüpft, kräht und lacht, schlägt Purzelbäume und singt, bei besonders guter Laune, auch mal „Twinkle twinkle little star“. Jetzt beobachtet er die restlichen Kinder von meinem Schoß aus und rupft gedankenverloren mit der rechten Hand an den

Grashalmen.

Skyler

Jonamila läuft quer über den Sportplatz. Weißes Kleidchen, schwarze Haare. Den Blick unverwandt auf das Springseil der Kinder gerichtet. Die älteren, Volleyball spielenden, Kinder tänzeln um sie herum, weichen aus. Es sind noch einige mehr in das Spiel mit eingestiegen. Jonamilas Flip-Flop verdreht sich, sie strauchelt. Lautes Weinen weht zu mir hinüber. Hans fängt den Ball, Handzeichen, Spielstopp. Grace läuft zur ihr hinüber, Regine beugt sich bereits über Jonamila. Hilft ihr auf. Grace nimmt sie auf den Arm und läuft mit ihr in Richtung Haus Jasmin. Die Tränen versiegen.

Jonamila

Auf ihrem Weg kommen sie am Ilang-Ilang-Haus vorbei. Dort sitzt Jefferson an einem Tisch auf der Terrasse, vornübergebeugt, konzentriert. Ein Blatt Papier liegt vor ihm. Mehr sehe ich von meinem Sitzplatz aus nicht. Und doch weiß ich, was er tut. Er und seine Freunde hüten eine Tüte voller kleiner Abbildungen. Es sind Superhelden, Monster, Pokémons und Alien Helden. Bunt und auf 4x3cm Papier gedruckt. Diese werden in mühevoller Kleinstarbeit und Detailtreue abgemalt. Von meinem Besuch heute Morgen, in seinem Kinderhaus Orchid, kenne ich das Bild, an dem er gerade arbeitet. Die Figur heißt Armodrillo, ein großes gelbes Wesen mit Superkräften. Bleistiftlinien, Perfektionismus, Geduld. Sein Blick ist weiterhin auf das Blatt vor ihm gerichtet.

Jefferson bei seiner Lieblingsbeschäftigung

Ich spüre ein Ziepen. Mein Kopf wird leicht nach hinten gezogen, wir widmen uns also nun meinen Haaren. Ich streife ein Haargummi über mein Handgelenk, reiche es in Richtung meines Hinterkopfes. Bei dem Versuch, mich umzudrehen und meine Friseurin zu identifizieren, muss ich einige Haare lassen. Dort steht die breit grinsende, knapp vierjährige Kyle Ann Joyce und versucht erfolglos, meine ungekämmten Haare zu ordnen.

Kyle Ann Joyce

Es ziept wieder, ich kneife das rechte Auge zusammen. Besser. Ich muss lachen, als Michael liegend und schweratmend neben uns zum Stillstand kommt. Er rappelt sich auf, Joseph scheint die Verfolgung aufgegeben zu haben. Lange starrt er auf meinen rechten Arm. Wissend, was kommt, strecke ich meinen Arm aus und stütze ihn auf meinem Knie ab. Michael beugt sich sofort darüber und fängt an zu zählen. Muttermale. Ich habe so viele, dass er jeden Tag aufs Neue anfängt. Dann drückt er mit seinem kleinen Zeigefinger fasziniert auf jeden drauf und teilt mir strahlend das vorläufige Ergebnis mit.

Michael

Mittlerweile ist Leslie dazugekommen. Sie hat nun die Regie übernommen und sieht meine unfrisierten Haare wohl als persönlichen Affront an. Leslie und ihre große Schwester Adeline sind Meisterinnen der Flechtkunst.

Leslie

Adeline

Kyle Ann Joyce sitzt nun einige Meter weiter neben der Hecke und pflückt andächtig Blüten, die sie mir anschließend freudestrahlend über der gelungenen Frisur ausleert. Sie sieht so zufrieden aus.

Ich muss lächeln, alles ist so echt. So nah am Leben.

Part 5: Leyte im Lockdown

Der Fernseher taucht das Esszimmer des Administrationshaus in bläuliches, flackerndes Licht. Eine ernst dreinblickende Nachrichtensprecherin informiert über die aktuelle Lage. Besorgte Miene. Fotos ziehen über den Bildschirm. Weiße Schutzanzüge. Gesichtsmasken. Im Administrationshaus ist es still geworden, alle blicken wie gebannt in Richtung Fernseher. Ich verstehe zwar die Landessprache nicht, aber die Worte „Covid 19“, „Lockdown“ und „Virus“ fallen häufig. Esther, Marnie und Imelda sitzen regungslos auf ihren Stühlen und schauen die Abendnachrichten. Ich trete auf die Terrasse hinaus, erkenne vom Kinderdorf bloß noch dunkle Schatten. Umrisse der Palmen gegen Mondlicht. Die Dächer der Kinderhäuser reflektieren.

Oben links Esther, oben recht Marnie, unten Imelda

Die Philippinen stehen still. 7000 Inseln im Lockdown, eine nie vorher dagewesene globale Situation. Das Corona-Virus verlangsamt den Puls des Landes. Leere Straßen, geschlossene Märkte, ruhende Transportmittel, verlassene Schulen, keine Termine, kaum Arbeit. Nur noch eine Person pro Familie darf mit Genehmigung vor die Tür, überall Polizei und Straßensperren, Masken, Maschinenpistolen.

Das Kinderdorf liegt auf der Insel Leyte, in Padre Burgos. Bunt angestrichen, auf einem Hügel, Blick auf das Meer. Die ländliche Abgeschiedenheit und das großzügige Gelände kommen den Kindern zugute.

Sie dürfen nicht mehr aus dem Dorf raus, keine Sonntagsausflüge zum Strand, keine Gänge in die Kirche, keine Schule, keine Reise nach Cebu im Sommer. Ungewissheit. Keine verlässlichen Voraussagen, wie lange der Lockdown anhalten soll. Der Schulbus steht still. Die Uniformen liegen gefaltet im Schrank.

Und doch legt das Leben im Kinderdorf keine Pause ein.

Die Kinder helfen noch intensiver bei der Instandhaltung des Dorfes mit. Dächer werden geputzt, Blumen gepflanzt, Beete gewässert, Wäsche gewaschen, der Wasserturm gesäubert, Kochen gelernt, Kokosmilch gepresst, Feuerholz geschnitzt, Zäune ausgebessert, Einkäufe und Lebensmittel auf sieben Körbe verteilt.

Der Unterrichtsausfall, der veränderte Alltag und die aufkommende Langeweile treiben die Entwicklung neuer Spiele voran. Die Kinder bauen Papierdrachen, lernen neue Lieder, spielen Schach und Scrabble, sitzen zusammen, lernen mit ihren Hausmüttern, verrichten ihre Dienste, die auf bunten Schildern in jedem Haus vermerkt sind. Die meisten Kinder wünschen sich, bald wieder in die Schule gehen zu dürfen, vermissen ihren gewohnten Alltag. Die Älteren wissen jedoch um die gebotene Sicherheit der Kinderdorfmauern. Die Jüngeren erfreuen sich ihrer

kindlichen Unbedarftheit, welche diese Nachrichten und Gefahren noch größtenteils abprallen lässt.

Die Hausmütter und Sozialarbeiterinnen nähen Masken, eine für jedes Kind. Farbiger Stoff, Leichtigkeit für den erschwerten Alltag.

Die meisten Kinder finden sie großartig, tragen sie voller Stolz, hüten sie.

Es sind ungewohnte, ungewisse schwere Zeiten. Offene Fragen. Besorgte Mienen. Dennoch verliert hier niemand den Mut. Esther hat die drei neugeborenen, mit jedem

Tag munterer werdenden, Kätzchen „Covid“, „Virus“ und „Corona“ genannt. Mit Humor durch den Tag.

Das Kinderdorf ist eine bunte Insel inmitten des Chaos.

Part 6: Hungrige Augen

Die mit schwarzem, rissigem Leder bezogene Sitzbank im hinteren Teil des Busses vibriert. Der Motor kämpft. Die Metall-Waage mit dem großen weißen Zifferblatt rutscht zu meinen Füßen über den Boden. Ich stelle den Fuß vor sie und wische mir über die Stirn. Mein Mundschutz erschwert mir die Atmung, dennoch tragen wir ihn alle vorschriftsmäßig. Alle paar Kilometer ein errichteter Kontrollpunkt, militärisch besetzt. Wir brausen die Küstenstraße entlang, zu einem der Barangays der Ortschaft Padre Burgos, wo heute die Reisspendenaktion stattfindet. Palmen, riesige, aus der Ebbe herausstechende Wellenbrecher, zusammengezimmerte Hütten, Strandabschnitte, an Land liegende Auslegerboote ziehen in Windeseile an unseren Busfenstern vorbei. Doch viel eindringlicher ist die allgegenwärtige Ruhe. Leere Straßen. Geschlossene Verkaufsstände. Stille statt Motorenlärm. Wenige Überholmanöver, keine Tricycles, kaum Menschen. Die Menschen, die ich im Vorbeifahren sehen kann, tragen laminierte Dokumente um den Hals.

Uns folgt der Lastwagen der Gemeinde, vollbeladen mit Dutzenden von Reissäcken, je 50 Kilo. Eine Lastwagenladung gegen den Hunger. Das Corona-Virus ist auch auf den Philippinen angekommen. Mit ihm die Krise. Der aus 7000 Inseln bestehende Staat hat einen nationalen Lockdown verhängt, welcher keinen Bereich des öffentlichen oder privaten Lebens unangetastet lässt. Die Menschen müssen zuhause bleiben. Eine Person pro Familie darf mit Ausgangsgenehmigung vor die Tür, einkaufen, Erledigungen machen. Arbeit hat kaum noch jemand. Tricycles stehen still. Märkte sind verboten. Theken bleiben leer. Hotels haben Aufnahmestopp oder stehen unter Quarantäne. Boote liegen auf dem Trockenen. Fähren legen nur noch für den Güterverkehr ab. Touristische Aktivitäten ausgesetzt.

In diesem Land, in dem der Tourismus eine der Haupteinnahmequellen ausmacht, steht alles still. In diesem Land, in dem viele Menschen von der Hand in den Mund leben müssen, bleiben Hände, wie Münder nun leer. Eine Kurve drückt mich tiefer in den Sitz. Imelda, auf der Bank gegenüber, geht bereits die Listen auf ihrem Klemmbrett durch. Listen mit Namen der Familien, welche laut der Sozialbehörde DSWD, als besonders bedürftig gelten und dringend auf Unterstützung angewiesen sind. Wena schaut still aus dem Fenster, man sieht sie selten mit ernster Miene. Clarita sieht lange in meine Richtung. Eindringliche Augen, der Rest des Gesichts verborgen hinter Stoff.

Der Bus hält. Die Ruhe weicht augenblicklich der greifbaren, dichten Atmosphäre des sehnlich erwartet Werdens. Wir springen aus dem hinteren Teil des Busses, der Barangay Captain kommt auf uns zu. Jürgen, Imelda und er besprechen das weitere Vorgehen. Ich stehe hinter dem weißen Kinderhilfe-Bus. Vor mir parkt gerade der Gemeinde-Lastwagen, direkt neben einem offenstehenden grauen Metall-Tor. Einige Schritte vorwärts. Das gleißende, weiße Licht der frühen Mittagssonne erschwert die Orientierung. Ich schaue mich um. Wir sind an einem der Multifunktionsplätze

angekommen, welche der Verein der Kinderhilfe hier in der Gegend neben Schulen, Kindergärten und Gesundheitshäusern zu Dutzenden erbaut hat. Es ist ein großer betonierter Platz, mit Basketballkörben an beiden Seiten. Am Rand dieses Platzes führen einige Stufen hoch auf eine angebaute Bühne. Die gesamte Anlage ist von einer Stahlträgerkonstruktion überdacht. Diese Plätze können von den jeweiligen Vierteln für sportliche, politische und feierliche Anlässe genutzt werden. Jürgen winkt mir zu und eilt mit den Sozialarbeiterinnen bereits auf das Metall-Tor zu. Eifrig fangen die Angestellten der Gemeinde an, die Reissäcke von der Ladefläche zu hieven, zu schultern und an mir vorbei zu tragen.

Zwischen zwei Trägern schlüpfe ich durch das Tor in den Schatten. Meine Augen brauchen eine Sekunde, ehe ich den anderen folgen kann. Ich stehe am Rande eines riesigen Platzes. In der Mitte ist ein Tisch aufgebaut, mit Mikrofon und Boxen.

Neben dem Tisch liegt eine Plane, auf der bereits beide Waagen aufgestellt sind und der erste Sack Reis entleert wurde. Ein großer weißer Berg. Der Grund, weshalb wir alle heute hier sind. Vor dem Tisch, an welchem Imelda und Jürgen Platz nehmen, stehen Stühle. Viele Stühle. Weiße Plastikstühle in akkurat abgemessenem Abstand, ein skurriles Muster, alle exakt zwei Meter voneinander entfernt. Alle besetzt.

Doch die Stühle reichen nicht aus. Die Menschen dieses Barangays stehen neben der Bühne, sie sitzen auf der Steinmauer, sie warten auf den Stufen neben dem Eingang, sie steigen draußen gerade von ihren Fahrzeugen, verharren neben dem Metall-Tor, unschlüssig.

Alle Menschen hier tragen eine Maske, niemand verstößt gegen die Regel. Ich sehe Spiderman- und Hello Kitty-Masken, ich sehe alte umgenähte Klamotten, Schals, strapazierte Papiermasken und umgebundene Halstücher.

Zunächst kann ich nur gucken. Ich verschaffe mir einen Überblick und entscheide mich für die Bühne. Sie liegt etwas abseits des Geschehens, ich stehe der Reisübergabe nicht im Weg und kann dennoch alles überblicken. Der Steinboden ist angenehm kühl, ich lege meine Tasche neben mir ab. Hole die Kamera heraus, wechsle das Objektiv. 300mm. Meine Aufgabe ist die Dokumentation der Reisspenden. Gesichter einfangen, Eindrücke niederschreiben, die Aktion für die Spender zuhause erlebbar machen. Ich sitze und schaue, die Kamera noch nutzlos in meinem Schoß. Mein Blick fällt auf das Schild neben dem Büro: „No Mask. No Entry.“ Die Wenigsten nehmen Notiz von mir. Ich falle als einzige unbekannte Europäerin auf, zweifellos. Dennoch konzentriert sich der ganze Platz auf die ersten Mikrofon-Tests und Jürgens Ansprache. Sie kennen ihn und die Kinderhilfe. Wenn ich hier auf dem Markt gefragt werde, ob ich Tauchurlaub mache und erwidere, ich sei zu Gast in der Kinderhilfe, ist die Antwort stets: „Sir Jürgen“. Erbaute Bildungseinrichtungen, weihnachtliche Reisspenden, Hilfe nach Naturkatastrophen. Die Kinderhilfe ist definitiv ein Hoffnungsträger der Region. Eine sich verantwortlich fühlende Initiative, deren Maßnahmen nicht am Grundstückszaun enden. Im Gegenteil. Mit der ersten Geldsumme wurden knapp 650 Säcke Reis gekauft. 32.500 Kilogramm Soforthilfe.

Mein Blick hängt an einer jungen Frau. Sie sitzt nicht allzu weit von mir entfernt und ist nur einige Jahre älter als ich. Ihre Augen sind unverwandt auf den Reis gerichtet, ich hebe die Kamera. Sie hat ein anmutiges Profil, sie ist schön. Und hungrig. Zu ihren Füßen liegt eine Plastiktüte. Noch ist sie leer, aber sie wartet geduldig darauf, dass ihr Familienname fällt. Familien mit einem bis fünf Mitgliedern bekommen heute fünf Kilogramm Reis. Familien mit mehr Mitgliedern dürfen zehn Kilogramm Reis mitnehmen. Imelda verliest die Namen.

Die aufgerufene Person kommt zum Tisch, ihr Name wird in der Liste gekennzeichnet. Die Helfer wiegen mit zwei Waagen die kostbaren Körner ab. Sobald der schwarze Zeiger 5 oder 10 Kilogramm anzeigt, wird die Schale in die mitgebrachten Tüten umgefüllt. Marjun, der junge Mann, der im Kinderdorf als Fahrer arbeitet, hilft auch hier nach Kräften mit. Motiviert, ausgeglichen, freundlich. Ruhige Schnitte, Säcke leeren, exaktes Gewicht.

Das Warten verläuft ruhig und organisiert. Die aufgerufenen Menschen verlassen mit ihren gefüllten Tüten den Platz. Ältere, kleine Gestalten schleppen ihre Tüte schrittweise in Richtung Heimat, zu ihren Familien, Kindern, Partnern, Geschwistern. Junge Mütter tragen ihren Reis, mit beiden Armen umschlungen, zu ihrem Roller.

Ein alter Mann trägt den Plastikkorb, auf seiner Schulter balancierend, hinaus. Ein Name wird wiederholt. Erneut ausgerufen, Imelda verdeckt das Mikrofon und spricht leise mit dem Barangay Captain. Die Wartenden fangen an zu rufen, schauen sich um, suchen. Man kennt sich hier, weiß wer hier sein und Nahrung abholen sollte. Kennt die Namen und dazugehörigen Gesichter. Laute Post. Der Name wird durch die Halle getragen. Fingerzeige, Armwedeln. Der alte Mann mit dem runzligen Gesicht, langsamen Gang und entschuldigenden Lächeln ist gefunden, er kommt nach vorne. Die Helfer eilen ihm entgegen, füllen seine Tüten.

Ich halte die Menschen fest. Konzentriere mich auf ihre Gesichter, Haltungen, Emotionen. Beherrschtes, fast regungsloses Sitzen und Warten. Verschränkte Arme, zusammengezogene Augenbrauen, angespanntes Lauschen, Familiennamen über Familiennamen, Aufspringen, Erleichterung, Dankbarkeit, Lachfältchen. Eine alte Dame steuert auf Jürgen zu.

Sie dankt ihm mehrfach, guckt sich um, schenkt jedem Helfer einen Blick, eine Sekunde. Dann geht sie, ihren Reis geschultert.

Mittlerweile ist meine Kamera bemerkt worden. Ein paar Frauen kommen zu mir hinüber, bitten mich darum, ein Bild von ihnen zu machen. Sie lächeln wohl hinter ihren Masken. Wie anders die Kontaktaufnahme, ein Lächeln plötzlich ist, wenn nur noch die Augen zu deuten sind. Ich bin nun sichtbarer als zu Beginn. Neugierige Blicke ruhen auf mir, lange. Freundlich. Abwartend. Fragend. Sorgenvoll. Noch immer betreten Personen den Platz, schauen sich suchend um, setzen sich hin. Masken im Gesicht, Tüten in der Hand.

Hinten in der letzten Reihe sitzt ein alter Mann, die Papiermaske schief im Gesicht, zusammengesunken. Er sitzt schon lange dort, geduldig. Unterdessen wird vorne ein Reissack nach dem anderen entleert, gewogen, umgefüllt und weggetragen. Mein Blick fällt auf einen Mann, der neu hinzugekommen sein muss. Er sitzt auf einem Stuhl, gleich neben dem Eingangstor. Dunkles Haar, die sehnigen Arme stützen sich auf zwei Stöcken ab. Ich versuche zu sortieren. Denkpause. Sein Name muss gefallen sein, er gleitet vom Stuhl in Richtung Boden. Auf allen Vieren krabbelt der erwachsene Mann in Richtung der Reisberge. Seine Beine haben den Umfang meiner Unterarme.

Ich sitze auf der betonierten Bühne eines Viertels. Die Ortschaft Padre Burgos hat viele Viertel. Die Region Southern Leyte hat viele Ortschaften. Die Insel Leyte hat viele Regionen. Die Philippinen bestehen aus 7000 Inseln. Die Philippinen sind bloß ein Land der Welt. Ich schaue mich um. Dutzende Menschen bringen gerade diesen Reis nach Hause. Zu ihren Familien, Kindern, Partnern, Geschwistern. Ein paar Tage

Aufschub, gefüllte Teller, Aussicht auf Hoffnung. Wir werden wiederkommen. Es wird nicht die einzige Reisspende gewesen sein. Reis statt Resignation, solange die Kinderhilfe es stemmen kann.

Es hat heute für so viele Menschen den Unterschied gemacht.